

(Nachdruck verboten.)

28]

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoedel.

„Christian . . . ! Der Peter . . . der Peter . . . Paula zerrte an ihrem Kleide.

„Der Peter hat gelogen, hä?“ höhnte der Bursch.

„Nein!“

„Paula!“ Der Christian stand dicht vor ihr, er faßte ihre Hand und umspannte sie fest am Handgelenk.

Und wie er ihre Hand in der seinen fühlte, und ihr Atem erreichte, und wie sein scheuer Blick hin über ihr Antlitz glitt, in dem das Blut kam und ging, wurde er schwach. Die Tränen kamen ihm.

„Paula!“ schluchzte er. „Paula! warum hast Du mir das angetan! Du weißt . . . wie ich's mit Dir gemeint hab! — Du weißt — weißt! — Ich wollt Dich heirate . . . und . . . Du hätt'st gut habe sollen bei mir, und . . . und . . .“ Seine Stimme versagte.

Ein unmerkliches Lächeln ging über der Paula Gesicht.

„Ich will ja nimmer, daß De mich heiratst . . .!“ jagte sie.

Da stöhnte er auf. Er ließ ihren Arm los und preßte die Hände vors Gesicht. „Paula, Paula!“ jammerte er, „ich hab Dich eso gern gehabt . . . ! und ich hab gemeint . . .“

„Ich hab Dich auch gern.“ sagte sie.

„Und die andern?“

„Die wünscht ich zu des Teufels Großmutter! Die seine Herre, die eso tun und eso — eso . . .!“ Sie spuckte aus.

Eine Weile schwiegen beide.

„Christian.“ begann das Mädchen dann wieder, „ich will ja nit, daß De mich heiratst, und auch eso . . . nein . . . für Dich bin ich jetzt all nimmer gut genug, aber eso schlecht wie Du meinst . . . ! daß ich eso bin.“ sie schluchzte auf, „daß ich eso bin, mein Schuld allein is es nit! Die Mannsleut sind mer all eso nachgelaufe . . . Und ich hab mer en bißche Spaß mit ne mache wolle und dann . . . Was kann ich dafür, daß ich eso en liederlich Mutter hab! — Die is es schuld! En Mädcl, was so en liederlich Mutter hat, wird nit respektiert! Und wenn ich mich gewehrt hab, und wenn ich nit wollt . . . dann . . .“ Sie stand mit gesenktem Kopf.

Hör sie nicht an, hör sie nicht an, sie lügt ja, sie lügt! schrie eine Stimme in Christian.

Aber er hörte doch auf ihre Worte. Er hörte das Vibrieren ihrer Stimme und sah ihre glühenden Wangen und das Wogen ihrer Brust.

Und das Mitleid kam über ihn: Ihre Mutter, ja . . . ja. Und dann der Vater!

„Weißt.“ fuhr das Mädchen fort, „die feine Leut, die können so schön rede . . . Und was hat mer denn vom Lebe . . .?“

„Du hast doch gewußt, daß ich — —“

„Ja, weißt, das . . . ! Siehst, dem eine, dem hab ich gesagt, ich hätt en Bekantschaft, und ich dürft's Dir nit antun. Und wie er mich gefragt hat, wer denn meine Bekantschaft wär . . . , und ich's ihm gesagt hab, da hat er gelacht und gesagt, der Christian Müting, der auf Lehrer studiert? der, meinst, tät Dich heirate? Dem bist lang nit fein genug nachher, und der darf auch gar nit, denn er is evangelisch, und Du bist katholisch! Und dann darf er auch kein Mädcl heirate, was en Mutter hat, wie die Dein . . .!“

„Sol!“ höhnte der Christian, „und da hast Du dem Schwäyer geglaubt und hast Dich . . . hahaha!“

Die Paula stand zitternd mit gesenktem Kopf. Das Lachen zerriß ihr die Ohren.

„Da haste dem Kerl geglaubt!“ fuhr der Christian fort, „statt mir zu schreiben: is das so wie der sagt?“

„Ja . . .“ sagte die Paula, zupfte an ihrer Jacke und neigte die Stirn, damit der Bursch das siegesichere Lächeln nicht sehen konnte, das plötzlich auf ihre Lippen gekommen war.

„Ja . . . da hab ich gedacht . . . gedacht . . . wenn ich Der schreiben tät . . . dann . . . — — Du täßt's am End

durchsehe wolle und kämst um Dein Stell . . . ! Und ich . . . ich . . . wollt Der da nit im Weg sein . . . !“

„Paula — —!“ Reglos mit weitgeöffneten Augen stand der Christian einen Augenblick.

Es war ein wirres Gedankentoben in ihm.

Lügt sie jetzt? Oder? — oder? — Lügt sie, oder hat sie wirklich? — — hat sie für mich? — für mich?

Sie lügt, sie lügt! schrie eine Stimme. Sie lügt! Sie lügt!

Und dann wieder packte ihn ein schwindelndes Staunen. Die Luis und das München, die taten doch auch alles für ihn. Warum sollte die Paula nicht auch . . . ? Die Paula? Grad die!

Aber sie lügt ja, sie lügt! Sie will sich reinwaschen!

Plötzlich rekte er den Kopf.

„Paula.“ sagte er, „schau mich an!“

Gehorsam hob sie das Gesicht. Und er versuchte in ihre Augen zu schauen, aber er konnte ihren Blick nicht aushalten. Es war ihm, als müsse er sie an sich pressen, wenn er eine Sekunde länger noch in ihre schwimmenden blauen Augen sähe.

„Paula — —“ sagte er mit zu Boden geheftetem Blick.

„Paula!“ und nun schaute er sie fest und durchbohrend an, denn es war ihm plötzlich klar geworden, daß hier keine Lanne des Blutes entscheiden dürfe. „Paula — — is das, was De zuletzt gesagt hast, wahr?“

„Ja . . .!“ sagte sie ganz leise.

„Paula . . .!“ er tastete nach ihren Händen.

„Laß mich!“ flehte sie. „Ich . . . ich bin zu schmutzig für Dich! Es ekelt mir ja oft vor mir selber, aber . . . aber — — was kann ich mache! Ich hab eso gehofft, daß ich Dich heirate könnt und daß dann . . . dann — —!“ Sie stöhnte.

„Aber so en Lebe, so en Lebe . . .!“ Sie schluchzte und rang die Hände. „Wenn ich noch was mache könnt, wenn ich . . . wenn Du en arme Arbeiter wärst, dann hättst mich heirate könne und es wäre nit so weit mit mer gekommen, aber so . . . jetzt muß ich halt eso fort mache.“ Sie schluckte die Tränen hinab und starrte mit leeren Augen umher.

„Paula!“ Ihr Anblick machte ihn rasend.

„Kannst nit von ene lasse?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn se kommen, jetzt wo's emal angefangen hat!“ Sie zuckte die Achseln.

Durch den Christian rann ein dumpfes Schauern.

Könnte er sie . . . durfte er sie allein lassen? Hülflos in ihrem Glend? War er nicht auch schuld?

Die Erinnerung an die Mondnacht auf dem Ludwigsplatz schoß ihm durch den Sinn. Es war ihm plötzlich, als fühle er die kühle, feuchte Luft von damals, die schwer war vom Blütenduft. Er fühlte das Strömen und Keimen der Säfte, das seine Gedanken verwirrt hatte in jener frühen Frühlingnacht.

Und ein heißes Begehren nach dem Leib, den er schon einmal besessen, stieg in ihm auf.

„Haben muß ich sie! Haben muß ich sie! Wenn sie auch . . .!“ und er faßte sie wieder bei den Händen.

„Laß mich!“ rief sie. „Ich bin zu schlecht für Dich jetzt . . . ! ich . . . ich . . .!“ Ein Ausdruck des Ekels kam in ihr Gesicht.

Er aber fühlte ihren heißen Atem.

„Ich muß . . . ich muß Dich haben!“ Seine Stimme war rauh.

„Damit ich noch einen Liebhaber mehr hab! Sä?“ Und sie entriß ihm die Hände mit wilder Anstrengung.

Da senkte er den Kopf.

Aber sein Blut raste. Es hämmerte in seinen Schläfen. Es war ihm, als müsse sein Schädel springen.

„Ich hab Dich lieb . . . Paula!“ sagte er.

Sie lachte kurz und grell.

„Das sagen se all . . .!“

„Aber ich . . . ich . . . ich mein . . .“

„Laß mich!“ sagte sie. „Ich hab genug für Dich getan!“ Sie ging langsam ein paar Schritte hinab.

Er raste ihr nach und faßte sie um den Hals. Seine Finger zitterten, seine Pulse flogen, seine Augen brannten,

„Paula!“ flehte er, „en einzig mal!“
 „Nein! Ich will nit! Ich . . .!“ sie lachte verächtlich,
 „ich weiß jetzt, was ich tu . . .!“
 „Du . . .! Du?“ Eine jähe Angst packte ihn und
 schnürte ihm die Kehle zu. Mit entsetztem Blick sah er sie an.
 „Es ekelt mich eso weiter zu leben!“ sprach das Mädchen
 mit hohler, klangloser Stimme, „einer nach dem andern will
 mich habe für . . . für . . . und dann . . .!“ Sie schrie
 wild auf.

Das war nicht mehr Komödie, das war die wahnsinnige
 Angst vor der Zukunft, vor dem Sumpf, in dem sie enden
 mußte, wenn der Christian sie fahren ließ. Und der Ber-
 zweiflungsschrei ließ den Burschen bis ins innerste Mark er-
 beben.

„Paula . . . ich . . . ich . . .! Herrgott!“ Er würgte
 an etwas, das ihm in der Kehle saß.

„Paula . . . wenn De . . . alle fortjagen willst und nure
 mich . . . dann . . . dann heirat ich Dich! Aber ich will,
 daß De keinen andern mehr hast, hörst De! Keinen andern
 — sonst! —“ Er hob die geballte Faust.

Das Mädchen stand am ganzen Leibe zitternd. Sie schloß
 die Augen und taumelte rückwärts.

„Christhan,“ hauchte sie. Ihr Atem war heiß, und sie
 tastete mit den Händen in die Luft.

Da sprang er herzu und schloß sie in die Arme. Und
 er küßte ihre kalte Stirn und ihre heißen Lippen.

„Komm, komm,“ sagte er. Sein Atem ging laut, und
 er zerrte sie hinein in die Tiefe des kahlen Baldes.

„Komm, komm! Wir wollen an gar nix mehr
 denken — —!“

22.

Christian Mütting war Lehrer.

Es war für Müttings ein Freudenfest gewesen, als der
 Bursche in die Stube getreten war und mit strahlendem Ge-
 sicht gesagt hatte: „Ich hab das beste Examen gemacht! Unter
 sechzig war ich der Beste!“

Die Luis hatte Tränen der Bewunderung in den Augen
 gehabt, und die Marie war gleich aus der Stube gelaufen,
 um der Frau Hampel und den Leuten im ersten Stock zu er-
 zählen, daß ihr Christian von sechzig Lehrern der ge-
 scheiteste war.

Die ganze Freundschaft hatte damals teilgenommen an
 dem Glück.

Frau Kamp hatte sich mit dem Schürzzipfel über die
 Augen gewischt. „Es ist dem Mütting zu gönne!“ hatte sie
 gemeint.

Das Minchen aber war in den Garten gegangen, und die
 schönsten Blumen, die dort blühten, hatte sie gepflückt. Sogar
 zwei rote Rosen hatte sie vom Strauch geschnitten, und dann
 hatte sie sich hinter einen Stoß Holz gesetzt und hatte die
 Blumen bunt und fest zusammengebunden.

Ab und zu hatte sie innehalten müssen während der
 Arbeit, um sich mit der Schürze die Tränen aus den Augen
 zu wischen.

Der Strauß war ihr Abschiedsgruß an den Kindheits-
 freund.

Als en seine Lehrer, der am hellen Werktag mit Man-
 schetten ging, konnte er nichts mehr mit ihr zu tun haben
 wollen.

Kurze Zeit war der Christian nur zu Hause geblieben,
 dann mußte er eine Stelle als Hülflehrer antreten auf einem
 Dorf in der Umgegend.

Von dort aus kam er des Sonntags ab und zu in die
 Stadt, aber bei Müttings ward die Freude über seinen Be-
 such immer geringer.

„Er sitzt de meiste Zeit mit dem Eckels Paula zusamme!“
 Nagte die Luis dem Minchen.

Das funkelte mit den Augen. „Mit dere . . .!“ sagte sie
 und stampfte mit dem Fuße: so en feiner Bursch wie der
 Christhan war, und dann ging er mit der! Mit dem Eckels
 Paula! — En schön Mädal war se ja wohl! Aber . . .
 aber . . . — Die sollte ja mit vielen gehn, sagte man! Mit
 ein paar, die sie . . . bezahlten!

Sie schüttelte den Kopf. „Mit dere —!“ wiederholte sie.
 „Die soll's ja noch mit andere habe . . .!“

Die Luis nickte. „Der August hat's mer auch als gesagt,
 aber ich getrau mich nit mit em Christhan zu rede. Er is
 doch eso en Vielgelernte, da schämt mer sich . . .!“

Das Minchen zog die Augenbrauen zusammen. „Ja,
 ja, er is en Vielgelernte,“ meinte sie auch, „aber . . .!“ sie

krachte sich hinterm Ohr, „mer hat em doch auch geholse, daß
 er hat lerne könne . . .!“ Sie wurde rot.

Die Luis hob den Kopf. „Das hab ich auch schon ge-
 denkt,“ sagte sie, „aber . . .!“

Da setzte sich das Minchen strammer auf. „Du mußt mit
 em redel!“ rief sie und stampfte mit dem Fuß auf.

„Ja, aber mer weiß doch nix Sicheres, nure so was die
 Leut schwäze . . .“ Die Luis hustete.

Und das Minchen senkte den Kopf. „Ja, wenn mer se
 mal gesehen hätt,“ meinte sie . . . „oder wenn . . .!“ Ihre
 Augen blitzten wild, „wenn ich ihr mal aufpasse könnt! . . .“

In dem Augenblick stürzte der Franz in die Stube.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Im Privatkontor.

Von E. G. Glüd. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.
 Das Warenhaus Ledoux Sie. Im Privatkontor des Chefs.

Der Portier (geräuschlos eintretend und eine Karte über-
 reichend): „Draußen ist eine junge Dame, die Sie zu sprechen wünscht,
 Herr Ledoux.“

Ledoux: „Hübsch oder häßlich?“

Der Portier (verlegen): „Oh — nicht hübsch, nicht
 häßlich!“

Ledoux: „Schön! Ich lasse bitten!“ (Der Portier ver-
 schwindet.)

Die junge Dame (tritt ein und nähert sich furchtjam dem
 imponierenden Schreibtisch, hinter welchem Herr Ledoux, in seinen
 Sessel zurückgelehnt, die ihm soeben überreichte Karte mechanisch
 zwischen den Fingern dreht): „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung,
 mein Herr, daß ich es gemagt habe, Sie um eine Unterredung
 zu bitten, obgleich ich Ihnen völlig unbekannt bin.“

Ledoux (verbeugt sich liebenswürdig und weist der Besucherin
 mit einer graziosen Handbewegung einen Stuhl an; beiseite): „Was
 mag sie von mir wollen? (Sie mit Kennerblicken mustern) Jules
 hat recht: sie ist nicht hübsch, nicht häßlich.“

Die junge Dame (sich setzend): „Ohne Zweifel wird Ihnen
 mein Besuch höchst seltsam erscheinen, umsomehr als die Gefälligkeit,
 um welche ich Sie bitten möchte —“

Ledoux (beiseite): „Ah! Ah! Also eine Gefälligkeit! Gott! sie
 ist nicht übel, wenn man genauer zusieht.“

Die junge Dame (immer verwirrt werdend): „Es handelt
 sich um die Stelle in einer der Filialen, welche Sie demnächst er-
 öffnen werden, wie man mir gesagt hat.“

Ledoux: „Allerdings, ich beabsichtige noch einige Filialen zu
 eröffnen (beiseite). Sie ist sogar ganz nett. Das hübsche Oval des
 Gesichts, die schlankte Figur — Frauen mit schlanker Figur sind
 meine Schwärmerin — (laut) haben Sie Zeugnisse, Empfehlungen,
 Kenntnisse?“

Die junge Dame (ihren ganzen Mut zusammensassend):
 „Nicht besondere. Aber ich habe den besten Willen. (Mit einem
 strahlenden Lächeln): Und man hat mir gesagt, Sie wären so
 gut!“

Ledoux (geschmeichelt, beiseite): „Wie reizend sie mich dabei
 angelacht hat, die kleine Heze! (Laut): Ich bin nicht gut, Mad-
 (fragend) Madame?“

Die junge Dame: „Fräulein, bitte!“

Ledoux: „Also Fräulein! (Er betrachtet sie mit wachsendem
 Wohlgefallen; beiseite) Fräulein! Ein unberührtes, jungfräuliches
 Herz! Ganz gewiß, sie ist einfach allerliebste! Diese großen,
 abgrundtiefen Augen, diese drollige kleine Stumpfnase — (laut)
 Oh! da hat man Ihnen entschieden zu viel gesagt! Ich bin nicht
 gut, ich bin nur gerecht. Aber zur Sache! Sind Sie mit der Buch-
 führung vertraut?“

Die junge Dame (furchtjam): „Nicht sehr.“

Ledoux (seinen Sessel näher heranschiebend): „Das tut
 nichts. Und im Verkehr mit dem Publikum? Können Sie flott
 bedienen?“

Die junge Dame (noch furchtjamer): „Ich glaube, das
 würde ich können.“

Ledoux: „Wie, das wissen Sie nicht? — Na, das tut auch
 nichts. Sie haben wohl noch niemals gearbeitet?“

Die junge Dame: „Leider nein!“

Ledoux (ihre Hand ergreifend): „So so. Uebrigens das sieht
 man sofort an Ihren Händen — Ihren kleinen Händen — (beiseite)
 Sie hat eine reizende, lange, schmale Hand. Ich liebe die langen,
 schmalen Hände!“

Die junge Dame (ihm mit dem Vertrauen der Unschuld
 ihre Hand überlassend): „Gott, Herr Ledoux, Ihnen kam ich es ja
 gestehen: bis heute habe ich überhaupt noch nicht gearbeitet. Wir
 besitzen eine kleine Rente, welche für Mama und mich genügt. (Er-
 rötend) Aber von heute ab muß ich Geld verdienen, viel Geld ver-
 dienen, das mir ganz allein gehört. Demn zur Vertwirllichung meiner
 Absichten —“

Bedouy (zärtlich die Hand drückend, die er noch nicht freigegeben hat): „Ja, ja, ich verstehe Sie, ich verstehe Sie vollkommen! (beiseite) die erwachende Eitelkeit! Sie will Toiletten, Juwelen usw. haben. Und sie hat recht! Wenn man so schön ist, wie sie — denn sie ist wirklich schön, dagegen ist nichts zu sagen! (laut) die Absichten, die Sie haben — Ah! ich errate sie un schwer, diese Absichten!“

Die junge Dame (erstaunt): „Nicht möglich!“

Bedouy (noch näher rüdend): „Doch! doch! Man weiß ja, welche Absichten junge Damen Ihres Alters für gewöhnlich haben. Sie sind durchaus berechtigt und ganz natürlich, wenn man so schön ist wie Sie. (Ihre Hand drückend) denn Sie sind schön!“

Die junge Dame: „Oh! Herr Bedouy! Sie machen sich über mich lustig?“

Bedouy (eifrig): „Aber durchaus nicht! Nicht im mindesten!“

Die junge Dame (unruhig, sich erhebend): „Doch — ich bitte vielmals um Verzeihung. Ich will Ihre kostbare Zeit nicht länger mißbrauchen.“

Bedouy: „Mißbrauchen? Sie mißbrauchen? (beiseite) Wirklich, sie ist entzückend! (Er läßt sie wieder Platz nehmen.) Und die Stelle? Wir müssen doch noch von der Stelle sprechen, um die Sie mich bitten wollten?“

Die junge Dame (vor Freude zitternd): „Wie? Sie wollten einwilligen? Sie wären geneigt —? Oh! mein Herr, wenn Sie wüßten, wieviel Dank, welche Erkenntlichkeit!“

Bedouy: „Ja, ja, davon werden wir später sprechen.“

Die junge Dame: „Also ich darf hoffen, daß Sie an mich denken werden, wenn Sie eine Filiale —“

Bedouy: „Filiale? Auf keinen Fall! Nein, hier im Hauptgeschäft, in meiner nächsten Nähe will ich Sie placieren. In einer Filiale würde Ihr Gehalt nur minimal sein, und Sie sagten doch eben, Sie müßten viel Geld verdienen?“

Die junge Dame (zögernd): „Und — und auf wieviel Gehalt darf ich monatlich rechnen?“

Bedouy (der seine Worte nicht mehr überlegt): „Wie viel wollen Sie? Zweihundert Frank? Vierhundert Frank?“

Die junge Dame (geblendet von dieser Perspektive): „Bier — vierhundert Frank! (sucht vergeblich nach Worten, um ihre Freude auszudrücken) Ah, mein Herr! Mein Herr!“

Bedouy (beginnt seine Batterien zu demaskieren): „Werden Sie sich dafür auch ein bißchen erkenntlich zeigen, ja?“

Die junge Dame: „Oh! sehr, Herr Bedouy! Denken Sie doch: bei einem solchen Gehalt kann ich mich ja sofort verheiraten!“

Bedouy (ernüchtert): „Sich — sich verheiraten? Wie? Sie wollen sich verheiraten?“

Die junge Dame: „Natürlich! Das ist ja der Grund, warum ich Geld verdienen muß! Mein Bräutigam verdient nicht genug, daß zwei Personen davon leben können, und deshalb —“

Bedouy: „Ihr Bräutigam? (Er mustert die junge Dame mit weit geringerer Begeisterung, beiseite): Ja, wo hatte ich bloß meine Augen? Sie ist nicht übel, aber genau betrachtet —“

Die junge Dame (schwärmerisch): „Ja, mein Bräutigam! Ein braver Junge, der mich liebt und den ich anbele! Wie wird er sich freuen, wenn ich ihm dieses unerwartete Glück mitteilen werde!“

Bedouy (dessen Ernüchterung rapide Fortschritte macht, beiseite): „Wenn ich sagte: nicht übel, so entspricht das durchaus nicht der Wahrheit. Sie ist nicht hübsch, nicht häßlich!“

Die junge Dame (emphatisch): „Unser ganzes Leben lang werden wir Ihnen dankbar sein, Herr Bedouy, mein Paul und ich!“

Bedouy (beiseite): „Gott! was für ein dummes Lächeln sie hat! (laut): Leider muß ich Ihnen gestehen, mein Fräulein, daß die Stelle, die ich für Sie im Auge hatte, ich meine die Stelle hier im Hauptgeschäft, momentan nicht vakant ist.“

Die junge Dame (aus allen Himmeln gerissen): „Oh! aber wann wird sie vakant?“

Bedouy (beiseite): „Wirklich, wo hatte ich bloß meine Augen? Sie ist ja häßlich, einfach häßlich! (laut): Ich weiß nicht. Sie müssen wieder vor sprechen. Man wird Sie benachrichtigen.“

Die junge Dame (beginnt zu weinen). „Oh! mein Herr — das — das ist nicht schön — nein — das ist nicht schön von Ihnen. Zuerst machen Sie mir so große Hoffnungen und dann — und dann —“ (sie schluchzt).

Bedouy (ärgerlich): „Mein Fräulein! Aber ich bitte Sie! (beiseite) Tränen! Das hat gerade noch gefehlt! Jetzt steht sie aus wie ein altes Weib! (laut): Ich bitte um Entschuldigung, aber eine dringende Arbeit —“

Die junge Dame (ihre Augen trocknend): „So geben Sie mir wenigstens den Trost, Herr Bedouy, daß Sie an mich denken werden, wenn Sie eine neue Filiale eröffnen! (bewegt) Sie wissen doch, von welcher Wichtigkeit die Sache für mich ist?“

Bedouy: „Ja, ja, ich weiß! Ihre Heirat! (Sie mitteilend betrachtend, beiseite) Muß ihr Zukünftiger aber einen Geschnack haben, wenn er sich in solch eine Wohnstange verliebt! (laut, sie zur Tür drängend) Ich werde an Sie denken — ich werde an Sie denken —“

Die junge Dame (schluchzend beim Hinausgehen): „Auf Wiedersehen, mein Herr!“

Bedouy (kurz): „Adieu, mein Fräulein!“

Die Tür schließt sich hinter ihr. Herr Bedouy kringelt heftig.

Der Portier (hereinstürzend): „Herr Bedouy?“

Bedouy: „Jules, mein Lieber, Sie werden altersschwach! Wenn Sie sich in Zukunft noch einmal unterstehen, von einer Dame zu behaupten, sie sei nicht hübsch, nicht häßlich, während sie in Wahrheit ein ausgewachsenes Monstrum ist, dann sollen Sie mal was erleben!“ —

Kleines feuilleton.

ki. Berliner Fernpostverkehr ums Jahr 1740. Das Reisen zu jener Zeit, als es noch keine Eisenbahnen gab, war weder angenehm noch billig. Man unternahm weite Touren nur, wenn das absolut notwendig war. Besuche zu entfernten Verwandten waren nur den Bessersituierten möglich. Mehr als einmal während eines ganzen Lebens beisammen gewesen zu sein: dieses Glückes konnten sich nicht gar zu viele der weit von einander Wohnenden rühmen. Unternahm man damals aber eine weite Fahrt, so war das ein Ereignis, das nicht bloß von den Nachbarn umständlich und lang besprochen wurde, sondern das in allen feinen Kreisen und nach aller und jeder Hinsicht einer außerordentlich sorgfältigen Vorbereitung bedurfte. Man mußte sich ja auf monatelanges Fernbleiben gefaßt machen. Was konnte da nicht alles geschehen? Es war mit jeglichen Eventualitäten zu rechnen. Der Reisende konnte ja unterwegs vom vorzeitigen Tode, sei es infolge Unglücksfalles oder Erkrankung, überrascht werden. Oder, während man abwesend war, konnte Krieg, epidemisches Sterben in der Heimat ausbrechen. Und dergleichen Dinge mehr. Da galt es zubar sein Haus zu bestellen, Testament zu machen und sonstwelche Verfügungen zu treffen. Dann wurden die Koffer mit Kleidern, Wäsche usw. gefüllt, und endlich konnte die Fahrt unter schmerzlichem Abschiednehmen angetreten werden. Dann kamen aber erst die eigentlichen Beschwerden. Wer nicht sein eigenes Fuhrwerk hatte, mußte, wollte er nicht wandern, die Postlegenheiten benutzen. Dabei war er an gewisse Wochentage gebunden. Veräumte er die für seine Reiseroute in Betracht kommende Schnell- oder gewöhnliche Fahrpost, so war er genötigt, unter Umständen weitere acht Tage zu warten.

Auch in Berlin war das nicht besser, obwohl der Postverkehr vor etwa 170 Jahren doch schon ganz rege gewesen sein mag. 1740, also beim Regierungsantritt Friedrichs II., bestritten allwöchentlich etwa 30 bis 35 Fahr- und Reitposten von Berlin aus den Verkehr nach allen Windrichtungen im Reich; und ebensoviel Fahr- wie Reitposten kamen von außen her in die Hauptstadt herein. Wollte jemand, daß seine Brieffschaften möglichst rasch weiter gelangten, so mußte er sie am Abend vorher, mindestens aber zwei Stunden vor Abgang der Post ins Amt gebracht haben, sonst blieben sie bis zur nächsten Post liegen. — Es gab „geschwinde“, d. h. Eilposten, und gewöhnliche Fahrtsutschen. Bei der Benutzung der ersteren kostete die deutsche Meile vom 15. April bis 15. Oktober pro Person 5 Groschen, und während des Winterhalbjahres (15. Oktober bis 15. April) 6 Groschen. Die Fahrt mittels gewöhnlicher Posttsutsche stellte sich etwas billiger; so bezahlte eine Person von Berlin bis Wittenberg (12 Meilen) 1 Taler 18 Groschen; bis Leipzig (20 Meilen) 3 Taler; bis Hamburg (35 Meilen) 6 Taler. Das entsprach damals wenigstens dem dreifachen Wert des heutigen Geldes. Es war also ein teures Reisen. Dazu kamen dann noch die Logis in den jeweiligen Postgasthäusern und Hotels; denn eine Reise etwa von Berlin nach Königsberg (76 Meilen) dauerte wohl eine Woche. Noch hundert Jahre später — um 1844 — „als der Postmeister von Nagler die Verkehrsverhältnisse wunderbar verbessert hatte“, ist Louis Passarge, wie er in seinen ostpreussischen Jugenderinnerungen schreibt, von Königsberg nach Berlin noch dreimal vierundzwanzig Stunden, also drei volle Tage gefahren. Als nach 1848 die beschleunigte Kurierpost nur 35 Stunden zu dieser Fahrt brauchte, glaubte man am Ende aller Möglichkeiten angekommen zu sein. So dachte man noch vor 60 Jahren, obwohl da schon Eisenbahnen gingen. Inzwischen haben wir gelernt, ganz andere Ansprüche an die Häufigkeit und Schnelligkeit der Verkehrsmittel zu stellen. Es geht uns fast alles noch zu langsam. —

th. Abergläubische Reste vergangener Zeiten. Wir leben im Zeitalter der Naturwissenschaften und der Aufgeklärtheit. Alle Naturerscheinungen, welche frühere, naivere Zeiten mit einem mythisch geheimnisvollen Schleier umgaben, sind für uns nichts weiter als der Ausfluß starrer unabänderlicher Gesetzmäßigkeit, die Wunder und Wundertaten sind verschwunden und fast verächtlich sieht man auf alle abergläubischen Regungen. Dabei spielen auch in unseren eigenen Sitten und Gebräuchen, vielfach uns unbewußt, gar viele abergläubische Vorstellungen eine wichtige Rolle. Es ist von Interesse, wenn man einmal besucht, manchen Redensarten, welche heute eigentlich allen realen Sinn verloren haben und die man nur aus schlechter Gewohnheit so oben hin sagt, auf den Grund zu gehen und sie ihrer ursprünglichen Bedeutung nach zu prüfen. Mit Erstaunen wird man dann finden, daß diese Redensarten und Handlungen bei unseren heidnischen Vorfahren einen ganz bestimmten Sinn hatten und meist mit ihrem Götter-

und Zauberglauben in enger Beziehung standen. Eine große Zahl solcher Beispiele stellt Dr. Ludwig Reinhardt in seinem schönen Werke „Der Mensch zur Geistes in Europa“ zusammen, von denen einige hier wiedergegeben seien. — Wie oft passiert es, daß man am Mittagstisch auffordert, alles sauber aufzueßen, damit es morgen schönes Wetter gebe. Heute denkt sich wohl niemand mehr etwas dabei, die Anschauung jedoch, welche ursprünglich diesen Worten zugrunde liegt, ist die, „daß, wenn man nicht aufißt und Speisen im Hause zurückbleiben, die hungrigen Geister der Verstorbene herbeikommen, um sich an ihnen gütlich zu tun. Die Geister aber ins Haus zu locken ist sehr gefährlich, da sie Unwetter, Krankheit und sonstiges Unerwünschtes im Gefolge haben.“ Wenn heute jemand in Gesellschaft anderer Personen gähnt, so bedingt die gute Erziehung, den weit geöffneten Mund mit der Hand zu verdecken. Wir glauben dieses in der Absicht zu tun, um das unschöne Aufreißeln des Mundes zu verbergen. Doch liegt diesem Tun eine tiefere Bedeutung zugrunde, die wir nicht mehr kennen, die wir aber bei den Menschen auf niedriger Kulturstufe erfahren. In alten Zeiten hat man beim Gähnen scheu den Mund mit der Hand verdeckt, um bösen Geistern, die Krankheit und Tod nach sich ziehen könnten, den Eintritt in den Körper zu verwehren. Auch heute noch bekreuzigt sich die Landbevölkerung von Tirol beim Gähnen, damit „einem nichts Böses in den Mund komme“, und der Mohammedaner ruft beim Gähnen: „Bei Allah suche ich Zuflucht vor Satan, dem Verfluchten!“ Auch in den Märchen der nordischen Völkerschaften lehrt häufig die Erzählung wieder, daß der Troll, eine Art Kobold, dem Gähnenden in den weitgeöffneten Mund schlüpft und ihn nun auf alle nur denkbare Weise quäle und belästige. Wehnlich verhält es sich mit dem Niesen. Hier verlangt die Sitte, dem Niesenden ein „Prosit“ oder „Zur Gesundheit“ zuzurufen. „Das ist auch so ein Ueberbleibsel aus früheren Kulturzuständen; denn heute noch wird bei allen primitiven Menschen das Niesen als ein Zeichen der Gegenwart von Geistern aufgefaßt.“ So rufen z. B. die Julius beim Niesen: „Der Geist meiner Ahnen ist in mich gezogen, er ließ mich niesen, ich will ihn preisen.“ In weiten Kreisen der Landbevölkerung findet man selbst in unserer aufgeklärten Zeit den Aberglauben verbreitet, „daß Tote gerne in das Haus, in welchem sie verstarben, zurückkehren, um einen der Angehörigen krank zu machen oder gar sterben zu lassen. Dieser Volksglauben beruht auf der Erfahrung, daß häufig bei Infektionskrankheiten einem Todesfalle in der Familie durch Ansteckung andere folgen.“ Oft hört man selbst bei uns Kulturmenschen den Wunsch aussprechen: „Möge der Tote Ruhe finden in seinem Grabe“, mit dem es einem tiefer Ernst ist. Ja, in vielen Gegenden öffnet man bei einem Todesfalle die Fenster, damit die Seele den Weg hinausfinde zum Himmel und nicht etwa zurückbleibe und die Ueberlebenden ängstige und quäle. Oft geht die Sorge sogar so weit, daß man die Zimmer auskehrt und alle Gegenstände und Möbel beklopft, damit sich der Geist nicht heimlich irgendwo verborgen halten kann. Auch beim Hinaustragen des Sarges gelten besondere Regeln. Sowie er das Haustor überschritten hat, soll man ein Gefäß mit Wasser hinter ihm her über die Schwelle gießen, denn Wasser hält am sichersten alle Dämonen fern, wie geweihtes Wasser ja auch heute noch aller Orten angewendet wird, um Gegenstände zu seihen. Dann muß man aber auch bis zur Beendigung des Begräbnisses sorgfältig alle Türen und Fenster verschlossen halten, sonst kann die Seele des Verstorbenen doch leicht noch Eingang in das Totenhaus finden und die Bewohner durch „Umgehen“ ängstigen. Selbst Opferdarbringungen sind uns nicht fremd. Wie man früher durch Ueberlassung eines Teiles der Früchte auf dem Felde die Geister von den Wohnstätten fortlockte und überhaupt bei guter Laune erhielt, damit sie nicht Schaden und Aergernis über die Menschen brächten, so gehört auch das Fasten und das „Heilighalten“ von Tagen, indem man alle Arbeit unterläßt, zu den uraltesten, über die ganze Erde verbreiteten und bei allen Völkern wiederkehrenden Kulturhandlungen. Erinnert sei endlich noch daran, daß, trotzdem der Hegen- und Götterglauben längst dahingeschwunden sind, wir dennoch Frühlings- und Herbstfeste, die Sommer- und Winterwende feiern, und Walpurgis- und Johannisfeuer abbrennen. Leicht ließen sich noch hunderte ähnliche Fälle anführen, aber diese wenigen Beispiele genügen schon, um zu zeigen, wie tief und unausrottbar solche alten Sitten und Gebräuche in unserem ganzen Gefühlsleben wurzeln und wie sie immer und immer wieder in scheinbar ganz harmlosen Redensarten und Gebräuchen zum Durchbruch kommen. —

Theater.

Lustspielhaus. „Spahenliebe“, Schwank in vier Akten von Louis Artus. Der Pariser Schwank des Herrn Artus gehört zu den amüsantesten des Genres. Er mutet einem, das ist traditionelle Gattungseigenschaft, zu, daß man Betrügen und Betrogenwerden in Liebesdingen für ein paar Stunden als eine heitere, belachenswerte Angelegenheit betrachtet, aber exekutiert auf diesem glatten Boden die gewohnten Kunststücke mit einer gewissen legeren Grazie, ohne mühsam erklügelte, peinlich wirkende Gliedererentungen. Der Held mit dem flatterhaften Spahenherzen unterscheidet sich von den unzähligen Bühnenkollegen im Durchgängersfach durch einen individuellen Akzent traumhafter Unbewußtheit. Mit ähnlicher Naturgesellichkeit, mit der das Wasser im Teetasse ein paar Minuten, nachdem der Spiritus in Brand

geseht ist, zu summen anfängt, so und noch rascher ergiebt sich bei dem Anblick einer schönen Frau ein strömendes Gefäßel von Komplimenten über Claudes Lippen. Er berauscht sich an dem Rhythmus seiner eigenen Galanterien wie ein Dichter, dem sich im glücklichen Momente spielend Reim zu Reim fügt, und ist über die praktischen Effekte selbst am meisten verwundert. Als unvermeidliche, auch ganz angenehme Konsequenzen nimmt er sie schließlich mit in Kauf und redet sich darauf hinaus, daß er doch nichts dafür kann. Harry Walden war glänzend in der Rolle. In aller Treulosigkeit des Handelns sang seine Stimme so treuherzig, so weich und ehrlich, daß man dem hübschen Burschen nicht nur seine Unwiderstehlichkeit, sondern auch seinen momentanen guten Glauben glaubte. Er war Weltmann und verwöhnter, im Grund gutherziger naiver Junge in eins. Was an psychologischer Beobachtung und Komik irgend in der Rolle lag, kam zu gesteigertem Ausdruck. — Die besten Trümpe des Schwanks waren bereits im ersten Akte ausgespielt, in dem der Held eine seiner unbedachten Phantasie-Galoppaden durch einen Heiratsantrag hüben muß. Das angeschlagene Thema wird in dem Folgenden, stellenweis nicht ohne bedenkliche Breite, dann nur variiert; der Enthusiasmus Claudes für seine junge Ehefrau vermag selbst in den Flitterwochen den Blutstrom seiner galanten Improvisationen nicht nach Recht und Vorschrift einzudämmen! Aber Walden verstand es selbst noch im letzten Akte, der ohne solche Darstellung leicht den Erfolg des Ganzen hätte in Frage stellen können, die gute Laune wach zu halten. In Marie Wendl hatte er eine frisch lebendige Partnerin, und das Ensemble griff geschickt ineinander. Für eine Zeitlang dürfte das Lustspielhaus der Repertoireorgen enthoben sein. —

Humoristisches.

— In Algerien gibt es noch „Klageweiber“, die für Geld und gute Worte Begräbnissen leitwohnen und bei der Bestattung von Toten, die sie im Leben vielleicht nie gekannt haben, heiße Tränen vergießen. Leghin — so erzählt ein französisches Blatt — ging jemand zu einer solchen Klagefrau, um sie zur freundlichen Mitwirkung bei der Beerdigung eines seiner Verwandten zu engagieren. „Es geht nicht“, erwiderte sie. — „Warum nicht?“ — „Ich kann heute nicht weinen, ich habe in der vorigen Nacht meinen Mann verloren!“ —

— Aus der „Tägl. Rundschau“: Ein Gast sitzt zu kurheftischen Zeiten in einer Kneipe Rast und schimpft ziemlich vernehmlich über die miserable Wirtschaft hier. Ein in der Nähe sitzender Polizist steht auf und ermahnt den Gast, er müsse ihn arretieren, wenn er fortfahre in gleicher Weise die Regierung zu beschimpfen. Gast: „Aber ich habe doch nur hier die Wirtschaft, die Restauration gemeint.“ Polizist: „Das kann jeder sagen; wenn hier jemand über eine miserable Wirtschaft schimpft, so weiß die hohe Obrigkeit recht wohl, daß die kurfürstlich heftische Regierung gemeint ist.“ —

Notizen.

— „Nicolai Dtean“ heißt ein österreichisches Soldatenstück, das vom Raimund-Theater in Wien zur Aufführung angenommen wurde. —

— Das Opernhaus bereitet als erste Neueinstudierung „Rigoletto“ in italienischer Sprache vor. —

— Die Volksbibliotheken der deutschen Dörfer haben, wie Dr. Ernst Schulke in der „Sozialen Praxis“ anführt, im letzten Jahrzehnt manche Fortschritte aufzuweisen. Während ihre Zahl vor 1895 auf weniger als 1000 angenommen wird, schätzt der Benannte sie heute auf etwa 5—6000. Eine sichere Statistik ist nicht vorhanden. —

— Eine meteorologische Station auf der Insel Yap hat die amerikanische Regierung errichtet. Die neue Station wird, dem „Geographischen Anzeiger“ zufolge, der Prognose der Wirbelstürme ganz besondere Beachtung schenken, da man beobachtet hat, daß die verheerenden Taifune, die so oft die Ostküste Asiens bis nach Japan hinauf verheeren, in der Gegend von Yap ihren Entstehungsherd haben. —

— Roosevelt-Insel. In der Nähe von Boroslov Island in den Aleuten ist eine neue Insel entstanden, die von Fischern den Namen Roosevelt Island erhielt. Sie ist vulkanischen Ursprungs. Das Meer in der Nähe war, so berichten die Entdecker, noch so heiß, daß an ein Betreten des mehrere Hektar ausgedehnten Felsens nicht zu denken war. —

— Der Geldwert der Niagarafälle wird auf 800 Millionen Dollar pro Jahr geschätzt. —

— Moral. Der „Vaher. Lehrerztg.“ wird von einem Kollegen geschrieben: In der Präparandenschule zu N. mußten wir beim „Würzburger Schützenmarsch“ statt „Kommt ein feines Mägdlein usw.“ singen: „Gib's ein feines Würstelein, schau'n wir auch nicht grämlich drein, wird skalpiert und halbiert, zu Gemüt geführt!“ — Sehr hübsch! —